

KONRAD FRANZ RIECK, geboren 1944 in Kussow (Pommern), Psychologie- und Philosophiestudium in Mainz. Danach mehrere Jahre als Klinischer Psychologe tätig (u.a. in der Universitätsklinik Mainz), bevor er Anfang der Achtziger in die Industrie wechselte und als Manager eine neue Karriere startete. Seit 1999 Berater für die europäische Unterhaltungsindustrie. Konrad Franz Rieck lebt in der Nähe von Sankt Peter-Ording.

Konrad Franz Rieck
Most & Moschus

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Juni 2005

Buch&media GmbH, München

© 2005 Konrad Franz Rieck

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-111-3

Prolog

Das kurze Stück vom Bahnhof in die Hotels der Innenstadt bewältigen die Reisenden zumeist mit dem Taxi. Dabei überqueren sie nach einigen Metern einen kleinen Fluß, der von rechts kommend unter seiner letzten Brücke hindurchfließt und sich nach ein paar Wellenschlägen in den Rhein ergießt. Der Reisende wird ihn gar nicht bemerken, da sein Blick auf die andere Seite gerichtet ist, auf die Schönheit des vielbesungenen Stromes oder auf die große alte Dame Germania.

An seiner Mündung in Bingen mißt dieser kleine Fluß wenig mehr als hundertzwanzig Schritt von einem Ufer zum anderen. Aber auch der Spaziergänger wird den Blick wohl zuerst der Burg Ehrenfels auf der anderen Seite des Rheins oder den tuckernden Lastkähnen und weißen Passagierschiffen zuwenden, die wie riesige Schwäne majestätisch vor der grandiosen Kulisse dahinziehen.

Er wird den Mäuseturm suchen und fotografieren, dann das Objektiv auf das Panorama der Stadt richten, deren Loch berühmter ist als ihr Wein oder der Dichter Stefan George, der hier geboren wurde.

Eine aufgeschreckte Ente wird seine Aufmerksamkeit dem kleinen Fließchen zuwenden und seinen Blick über das ruhige Wasser zur uralten Drususbrücke gleiten lassen, deren Entstehungsgeschichte bis in das erste Jahrzehnt vor Christi Geburt zurückreicht und in deren Pfeiler sich eine schlichte, aus dem Ufergestein der Nahe herausgehauene Kapelle befindet, die zu den ältesten Brückenskapellen Deutschlands zählt.

Der Reisende hat seinen Blick also der Nahe zugewandt, jenem Fluß, dessen stille und verborgene Schönheit an seiner Mündung vom Glanz des großen Stromes überstrahlt wird. Vielleicht wird sich der Reisende an seine Schulzeit erinnern: *Die Nahe: Linker Nebenfluß des Rheins, 116 km; am Unterlauf Weinbau.*

Angelockt von den massiven Brückenbögen wird er das Ufer der Nahe aufsuchen und entspannt unter den hohen schattenspendenden Bäumen spazieren. Sein Blick wird über die alte Steinbrücke gleiten, hinauf nach Bingerbrück, wird die letzten Häuser streifen und am Ende auf einem Weinberg auf der Höhe verweilen. Es ist ein sonnendurchfluteter Spätsommertag an der Schwelle zum Herbst, in dessen fruchtiger Luft bunte, trunken taumelnde Schmetterlinge ihn ungläubig die Augen reiben lassen, denn er sieht plötzlich hoch über der Nahe auf einem wilden schwarzen Roß eine nackte Gestalt mit langem, zotteligem Haar. In der rechten Hand ein goldenes Horn, gefüllt mit funkelndem Wein. Ein dralles Weib mit prallem Hintern umfängt ihn.

Im Gefolge tummeln sich lüsterne Dudelsackbläser, lärmen schmatzende und saufende Jünglinge, die verspielte Jungfern verfolgen und ständig nach ihren hüpfenden Busen grapschen. Ohrenbetäubende Rülpsen donnern über das Nahe-Tal, wühlen gewaltige Wellenschläge auf und lassen die Schiffe auf dem Rhein bedenklich schaukeln.

Gott Dionysos, der Sohn des Zeus und der Semele, gibt ein rauschendes Fest. Fern vom Klüngel des Olymp holt er auf einem seiner Lieblingsplätze seinen Zehnten ab.

Der Mann, der hier als erster eine Brücke über die Nahe schlagen ließ, der Römer Nero Claudius Drusus, ein Stiefsohn des Kaisers Augustus und erfolgreicher Feldherr in Germanien, nannte ihn Bacchus. Die Römer verehrten ihn mit der gleichen Begeisterung wie die Griechen. Verständlich: Was gibt es auch Schöneres als Wein, Weib und Gesang? (Von Freß-, Saus- und anderen Orgien möchte ich indes nicht berichten. Man erlebt sie und schweigt darüber, oder man erlebt sie nicht. Dann schweigt man erst recht darüber. Nein. Es würde der mystischen Naheregion auch nicht gerecht.) Ich möchte vielmehr von Menschen erzählen, die das Schicksal Ende der siebziger Jahre am Unterlauf der Nahe zusammengeführt hat.

Wir werden den in diesem Tal überall anzutreffenden Spuren von Bacchus folgen und natürlich ein wenig sündigen. Aber wir werden nicht der Sünde verfallen, immerhin haben auf den wenigen Kilometern vom Unterlauf der Nahe bis zu ihrer Mündung allein drei Heilige gelebt. Unter ihnen die berühmte Mystikerin, Naturheilkundlerin und Seherin des Mittelalters Hildegard von Bingen. Wenn man durch die burgunderrot umrankten Tore der Weingärten den schlichten Hain des Benediktinerklosters Disibodenberg betritt, in das Hildegard von Bingen bereits im Alter von acht Jahren unter der Obhut von Jutta von Sponheim, einer Verwandten, eintrat, glaubt man, den Geist dieser drei Heiligen förmlich zu spüren. Er ist den Menschen in unserer Geschichte fern und doch so nahe, daß er ihnen den Respekt vor der Natur und den Blick für die schönen Dinge der Schöpfung eingegeben hat.

Um Gottes willen sollte man jetzt nicht glauben, daß die Menschen an der Nahe verklärte Himmelswesen sind, die den lieben langen Tag Halleluja singen. Beileibe nicht! Sie sündigen. Sie sündigen ohne Ende! Und doch vertrauen sie blind ihren drei heiligen Fürsprechern im Himmel!

Das spiritistische Zentrum unserer Geschichte bildet der Disibodenberg. Dieser mystische Berg steht im Dreieck des Zusammenflusses von Nahe und Glan. An seinem Fuß liegt der uralte Flecken Odernheim, an seinem Steilhang wächst ein geweihter, von erlesener Frucht geadelter Riesling, der nicht nur die Seele hebt.

Darf ich Sie nun in meinen kleinen Nachen bitten, in der Hoffnung, mit Ihnen auf den bacchantischen Wogen der Nahe zu tanzen, bis wir wie einst Noah den rettenden Ararat erreichen?

Zwischen den Jahren

Der aufbrisende Wind rüttelte an den Ziegeln des Dachs, wuchs sich binnen weniger Minuten zum Orkan aus, der die massiven Balken ächzen ließ, und flaute ebenso schnell wieder ab. Besänftigend streichelte er die mannshohen Kiefern und Fichten unten im Garten, die wohligh mit den Zweigen wippten, und strich verlegen um das Haus, als wäre er ein Choleriker, der nach einem Wutanfall seine Untaten wiedergutzumachen gedenkt. Das war mein Wetter!

Schon als Kind hatte ich an stürmischen Nachmittagen in dem alten Holzschuppen meines Großvaters gesessen und den Orgeltönen des Windes gelauscht, wenn er durch die Ritzen der morschen Bretter pffif.

Mit knapper, unwirscher Geste hatte der Wind die schweren Regenwolken vom Himmel gefegt. Seit Heiligabend hingen sie schon über dem Rhein, bereit, sich im unpassendsten Moment sturzbachartig zu entleeren und durch die Keller der alten Stadt zu stürzen.

Nur der Mäuseturm trotzte gelassen den Wassermassen. Wenn ich mich in die äußerste Ecke des Balkons stellte, konnte ich das Wahrzeichen meiner Stadt gerade noch sehen. Ich thronte hoch über Bingen, in der ausladenden Dachwohnung eines Zweifamilienhauses.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr bezeichnet man hier als die Zeit *zwischen den Jahren*. Dem alten Jahr ist die Macht genommen und das neue hat das Zepter noch nicht in der Hand. Es ist eine beschauliche Zeit, Betriebe und Schulen haben geschlossen, der Magen ist auf Verdauen eingestellt, der Geist schläfrig, und die Seele ruht in den weichen Kissen zeitlosen Daseins.

Ich selbst, ein lediger Mittvierziger, nehme seit jenen Tagen, da ich aus der großen Welt in die Provinz zurückgekehrt bin, traditionell Urlaub in diesem Zeitenloch. Geboren bin ich in Meisenheim am Glan, das man nach etwa einer halben Stunde Fahrt von Bingen aus erreicht.

Ich bin Philosoph. Jedenfalls habe ich dieses Fach an der Universität studiert. Doch gilt meine Passion nicht dem Denken, damit verdiene ich nur mein Geld, sondern den Frauen.

Aber ausgerechnet bei ihnen habe ich in letzter Zeit kein Glück. Dabei bin ich weder ein Playboy noch ein schüchterner Einzelgänger. Ich bin nicht krank, nicht häßlich, nehme keine Drogen und saufe auch nicht.

Ich bin gebildet, den schönen Dingen des Lebens zugeneigt, ein wenig sportlich, arbeite gerne, aber nicht zuviel, bin kontaktfreudig, aber nicht aufdringlich, ich trinke in Maßen Wein und liebe die Liebe und das Leben.

Ich bin bei den Frauen wählerisch, aber ich fixiere mich nicht auf Unerreichbares. Trotzdem komme ich bei den Frauen einfach nicht mehr zum Zug. Angefangen hat alles vor fünf Jahren, einige Monate nach meiner Rückkehr aus Paris und einer beschwerlichen Eingewöhnungszeit in dem beschaulichen Bingen.

Damals bin ich vierzig geworden. Und genau an diesem Tag ist der Faden abgerissen. Ein Kollege meinte, es könne auch an mir liegen. »Man wird ja älter!«

Aus dem Munde eines ausgemachten Spießers klingen diese Worte wie die ersten Zeilen der Internationale der Pantoffelträger. Ich werde weder älter noch alt und schon gar nicht als »Mann«! Allenfalls werde ich sensibler im Umgang mit den Frauen. Aber ich bin Philosoph. *Cogito sum!* Und als Philosoph lasse ich mich nicht neurotisieren.

Dennoch! Ein bißchen eigenartig ist Eros' fehlender Beistand schon. Mein Onkel nannte das immer *Schlag bei den Damen*, wobei er das G wie ein Ch aussprach.

Aber ich bin sicher: Irgendwo auf dieser weiten Welt wartet heimlich das große Abenteuer auf mich. Die große Liebe. Das fühle ich!

Doch wie sagte einst eine russische Schönheit zu mir: *Unter einem ruhenden Stein fließt kein Wasser*. Recht hat sie!

Also raus aus der Bude, weg von Büchern, Fernsehern und Tannenbaum, der, seines Schmuckes entkleidet, bereits auf dem Balkon steht, um dort bis *Heilige Drei Könige* vor sich hin zu trauern. Sein Ende im Christbaum-Massengrab ist gewiß. Weihnachten, das Fest der Besinnung und der Hoffnung, war verkommen zu wurzellosem Konsum.

Ich verließ am frühen Nachmittag das Haus und fuhr in meinem Wagen hinunter zur Nahe, zuckelte flußaufwärts in Richtung Bad Kreuznach und folgte gemächlich der Bundesstraße, die der Kurstadt in einem weiten Bogen ausweicht.

Kurstädte gleichen zwischen Weihnachten und Neujahr Nekropolen.

Ich fädelt in eine Nebenstrecke ein und umkurvte die Nachbarkurstadt Bad Münster am Stein. Beide Städte gehen ineinander über; an ihren steilen Hängen, knapp unter dem Himmel, wächst der edelste Riesling, der sich denken läßt, und aus ihrer Tiefe sprudeln radonhaltige Heilwasser. Hier verschmelzen Himmel und Erde, Körper und Seele.

Von der Höhe herab genoß ich einen herrlichen Blick auf die Ebernburg, den Stammsitz von Franz von Sickingen, der einst das *Mönchlein Martin Luther* vor dem Zugriff der kaiserlichen Häscher rettete.

Unten im Tal folgte ich wieder dem Lauf der Nahe. Hohes Schilf, Sträucher und dichter Baumwuchs gewähren nur zögerlich einen Blick auf ihr Wasserbett. Die auf einem Damm zwischen Fluß und Straße verlaufende Bahnstrecke verwehrt ebenfalls immer wieder den Blick.

Rechts der Fahrbahn reiht sich, steil aufsteigend, Weinstock an Weinstock in dunkler, regennasser Erde. Einige Ausläufer gipfeln in schwindelerregender Höhe. Ich kannte dieses Panorama mit den steil abfallenden Felsabbrüchen von unzähligen Spaziergängen und war doch immer wieder beeindruckt.

In Oberhausen, einem sehr kleinen Weinort mit hervorragenden Weinlagen, parkte ich mein Auto, ging ein kurzes Stück der gefahrenen Strecke zurück und stellte mich auf die alte steinerne Brücke.

Erbaut unter der Regentschaft seiner Koeniglichen Hoheit Prinz Luitpolt von Bayern. Anno 1889, stand auf einer Gedenktafel. So weit spannte sich damals der weißblaue Himmel!

Die Nahe, die jetzt wie so häufig um diese Jahreszeit breit und machtvoll wirkte, trieb riesige Wassermassen durch ihr enges, überquellendes Bett und donnerte bedrohlich unter meinen Füßen hindurch. Der Wind grollte und pfiß mir um die Ohren.

Ich zog meine Mütze tiefer ins Gesicht und beobachtete aufmerksam ein helles Stück Treibholz, das in der Mitte des reißenden Flusses unter der Brücke durchschloß. Es geriet plötzlich in einen Strudel, driftete zur Seite und wurde am Ufer von einem Zweig, der unablässig die Nahe peitschte, für kurze Zeit festgehalten, hin und her geschleudert und von einem letzten kräftigen Hieb in ruhiges Wasser ans Ufer getrieben, wo es endlos tänzelnd sich im Kreise drehte.

Meine Betrachtungen wurden jäh durch das unangenehme Knattern eines uralten, grellroten VW-Busses gestört, der offenbar in den letzten Zügen über die Brücke kroch und eine lange schwarze Fahne hinter sich her zog, die mich und das Nummernschild stinkend einhüllte, so daß ich die Herkunft des Vehikels mehr ahnen als sehen konnte.

Ich las BIR-KE, die Zahlen waren rußgeschwärzt und nicht zu entziffern. Ich fluchte dem etwa fünfzigjährigen Hinterwäldler lautstark und eindeutig gestikulierend hinterher. Die alte Rußschüssel und ihr Fahrer kamen offenbar aus dem Kreis Birkenfeld, wahrscheinlich aus Idar-Oberstein, der weltberühmten Stadt des Schmuckes und der Edelsteine am Oberlauf der Nahe.

Die Kreisstadt Birkenfeld ist wenig größer als ein Dorf, während Idar-Oberstein mehr als dreißigtausend Einwohner zählt, die offenbar auf sich selbst und das Leben in ihrer Stadt fixiert sind. Denn die Verwaltung des Kreises überlassen sie großzügig den Beamten aus der Provinz.

»So ebbes mischt uus nur Probleme«, erzählte mir einst ein Bekannter aus dem Stadtteil Idar in dem breiten, schwer zugänglichen Dialekt.

Schon zwischen den Stadtteilen Idar und Oberstein gibt es sprachliche Unterschiede, die, je weiter man ins Umland geht, um so größer werden. Trotz weltweiter Handelsbeziehungen, die ihre Bürger seit vielen Genera-

tionen pflegen, ist ihre Sprache unbeeinflusst geblieben und hat ihren ausgrenzenden Charakter behalten. Hohes handwerkliches und künstlerisches Können, präzises Arbeiten und Sorgfalt im Umgang mit den edlen Steinen werden in dieser Stadt seit über zweihundert Jahren vom Meister auf den Schüler übertragen. So wie die Sprache und der gemeinsame Glaube in der Diaspora ein bindendes Glied bilden, so scheint der Idar-Obersteiner Dialekt mit der Kunst des Edelsteinschleifens auf ewig verbunden. Wer das Licht, Ursprung des Kosmos und allen Lebens, in Smaragden, Rubinen und Saphiren sanft zu brechen und leuchtend zu bannen versteht, bedarf nicht der Sprache eines Goethe. Seine Kunst ist unmittelbar, wird ohne erklärende Worte verstanden und durch einen göttlichen Funken von einer Hand auf die andere übertragen.

Auf der Rückseite trug der Bus das Konterfei Che Guevaras, der Ikone der 68er Studentengeneration. Darunter stand: *Es lebe die Revolution! Es lebe Cuba!*

Den Bus hatte ich schon mal gesehen, aber wo und wann?

Lange Zeit drehten die Räder meines Gedächtnisses ins Leere und erzeugten eine innere Unruhe, die fordernd anhielt.

Ich sah noch, wie das Fahrzeug am Ortsanfang von Oberhausen links abbog. Die Straße führte nach Feilbingert, vorbei an der Burgruine Montfort. Montfort! Natürlich! Der Geßlerhut! Daß diese alte Kiste überhaupt noch lief! Ich fühlte mich um zwanzig Jahre zurückversetzt, schlagartig war meine graue Tagesstimmung verflogen. Wie hieß der Fahrer des auffälligen Busses noch mal? Zum Teufel mit den grauen Zellen! Er hatte Psychologie studiert, ebenso wie sein Freund. Einer hatte hier in der Nähe gearbeitet, im Bodelschwingh-Zentrum in Meisenheim, der andere war an der Universität in der Landeshauptstadt angestellt gewesen. Er zelebrierte irgendwelche seltsamen Rituale und kam aus Idar-Oberstein. Na klar! Die Nummer: BIR!

Hier im Naheland sah man sie stets zu zweit. Wo auch immer ich meinen Wein trank, einer war mindestens schon da! Als Duo wurden sie Max und Moritz genannt, wohl auch, weil letzterer mit bürgerlichem Namen tatsächlich Moritz hieß. Unter diesem Künstlernamen wurde das Duo an Glan und Nahe fast ebenso berühmt wie ihr literarisches Pendant. Vielleicht mit dem Unterschied, daß ihre Streiche vornehmlich den Frauen galten. Doch wie hieß Max mit bürgerlichem Namen?

Max hieß mit bürgerlichem Namen Rudolf, glaubte ich mich jetzt zu erinnern, und ihm gehörte auch der rote Bus.

Unverhofft hatte dieser Tag eine interessante Wendung genommen. Rudolf fuhr bestimmt zur Burg Montfort. Dort gab es eine Kneipe, und in dieser Kneipe wartete Moritz. Dessen war ich mir sicher. Max kam immer ein wenig später als Moritz. Ich brauchte mich nicht zu beeilen, um ihre Gesellschaft zu teilen. Sie waren *seßhaft*.

Wie oft hatte ich am Tag nach Weihnachten in der Kneipe unterhalb der alten Ruinen beim Wein gesessen und mich an ihren Späßen und ihrer Musik ergötzt! Diesen Tag nach Weihnachten nennt man an der Nahe übrigens *Bündelchestag*, denn es war der Tag, an dem früher die Dienstboten ihr Bündel oder *Bündelchen* packten, um sich neue Dienstherrn zu suchen. Viele wunderschöne Mädchen hatten am *Bündelchestag* die Kneipe der Burg Montfort belebt. Sie alle hatten gehofft, bei Max oder Moritz ihr *Bündel* unterbringen zu können. An diesem Tag war das Lokal Pilgerstätte aller Schönen des Nahe-Glantals. Willenlos hatte ich mich jedes Jahr in die fröhlichen Strudel ziehen lassen, bis ich, vom Wein und der Liebe trunken, in sandigem Boden gründelnd, sanft entschlief.

Nicht Weihnachten oder Neujahr war also damals das hohe Fest, auf das ich mich freute, sondern der *Bündelchestag*.

Heute *baden wir die Venus im Wein*, hatte Moritz immer gewitzelt.

Doch irgendwann war alles vorbei. Ohne Vorankündigung waren beide wie vom Erdboden verschwunden. Einfach weg! Fragte man damals jene, die an ihren Stammtischen saßen, so hörte man nur Vages. Moritz' Berufskollegen aus dem Bodelschwingh-Zentrum in Meisenheim wußten lediglich, daß er seine Stelle als leitender Psychologe des diakonischen Heilerziehungs- und Pflegeheims, in dem vornehmlich geistig behinderte Menschen betreut wurden, gekündigt hatte.

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen! Nie hatte ich auch nur einen der beiden gesehen. Ob Max den alten Bus aus nostalgischen Gründen angemeldet hatte? Wer weiß, in welchem Schuppen er all die Jahre gestanden hatte? Ich brannte vor Neugierde und freute mich wie ein Kind auf das Wiedersehen.

Ich wollte noch ein wenig Zeit verstreichen lassen. Vielleicht hatten sie sich lange nicht gesehen und eine Menge zu erzählen. Also schwang ich mich wieder in meinen Wagen, fuhr über Duchroth nach Odernheim und setzte mich dort in eine Gastwirtschaft, die von Max und Moritz mehr als einmal durcheinandergewirbelt worden war, weil der Besitzer des Hauses zwei bildhübsche Töchter hatte.

Der Wirt begrüßte mich als alten Bekannten und stellte seelenruhig den Wein auf den Tisch. Er kannte seine Pappenheimer und wußte offenbar noch, daß, wenn ich allein am Tisch saß, dies auch bleiben wollte. Suchte ich Gesellschaft, so stellte ich mich an die Theke.

Ich trank eine äußerst trockene Scheurebe mit zarter Blume und einem Fruchthauch im Geschmack. Kurz und intensiv. Der Wirt hatte grundsätzlich nur einen trockenen und einen milden Wein im Ausschank. Die Rebsorte wechselte er nach Gutdünken. Wer einen bestimmten Wein wünschte, der mußte eine Flasche nehmen. Die Weinkarte konnte sich allerdings sehen lassen.

Tief tauchte ich in das Weinglas, um den Bodensatz der Vergangenheit zu schmecken. Da ich mit dem Auto unterwegs war, bestellte ich zusätzlich eine Flasche Mineralwasser und zwang mich, langsam zu trinken. Der Fruchthauch des Weines war so fein, daß ich nach dem Mineralwasser eine längere Pause einlegen mußte, weil die Kohlensäure den Geschmack störte.

Nachdem das Wasser meinen Durst gelöscht und der Wein meine Seele gestreichelt hatte, verließ ich das Lokal. Es waren nur wenige Fahrzeuge unterwegs. In Duchroth, der hochgelegenen Nachbargemeinde von Odernheim, kreuzten etliche Bündelträger die Fahrbahn, einige kannte ich sogar, wagte aber keinen Gruß, da die offenen Weinflaschen aus ihren Jackentaschen lugten und sich ein tiefer Zug aus eben diesen nicht hätte vermeiden lassen. Ich ließ die bacchantische Woge über die Straße schwappen und setzte die Fahrt etwas schneller fort.

Es war stockdunkel, als ich in den Hof unterhalb der Burgruine einbog. Überrascht, ja, enttäuscht sah ich, daß dort nur ein einziges Auto parkte. Der rote VW-Bus.

Sollte ich mich geirrt haben? War alles eine profane Verwechslung? Ich wollte schon weiterfahren, da hörte ich plötzlich die leisen Töne eines Klaviers. Unverwechselbar! Das war Rudolf und sein Lied: *Das Ännchen von Tharau*. Er sang es nie in Hochdeutsch, sondern mit ostpreußischem Zungenschlag. (»So wie mein Großvater es gesungen und Simon Dach geschrieben hat.«) Rudolfs Eltern kamen aus Ostpreußen; er selbst wurde dort Ende des Krieges geboren. Daran erinnerte ich mich genau.

Ich trat in das Lokal. Der Wirt begrüßte mich herzlich. Außer dem Herrn am Klavier waren keine Gäste anwesend.

Der Mann am Klavier schloß, ohne mich zu beachten, den Deckel, drehte sich nach mir um, nickte mir freundlich zu, nahm sein Rotweinglas vom Klavier und setzte sich zu mir an den Tisch.

»Na, alter Kämpe! Kennst du mich noch? Lange nicht gesehen, was? Du bist der Wolfgang aus Meisenheim! Stimmt' s? Was macht die Philosophie? Hast du nach all den Jahren endlich die Grundfrage allen Seins beantwortet? *Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?*«

Ich lachte und nickte zum Zeichen, daß er meinen Namen richtig erinnerte.

»Ich hab dich vorhin auf der Brücke stehen und ins Wasser starren sehen. Da dachte ich: Das ist entweder ein Selbstmörder oder ein Philosoph! Und sofort fiel mir dein Name ein. Spaß beiseite! Ich habe tatsächlich ein phänomenales Gesichtsgedächtnis und mich an deinen Charakterkopf natürlich sofort erinnert. Aber über deinen Namen mußte ich, ehrlich gesagt, schon ein bißchen brüten.«

Er schaute mich prüfend an.

»Ein überprüfender Rückblick war nicht möglich, ich sah ja nur deinen Stinkefinger aus der Rußwolke ragen.«

Der Wirt kam an unseren Tisch und fragte nach meinem Befinden.

Mit würdevoller Miene kredenzte er den Wein und stellte das Wasser auf den Tisch. Gewöhnlich war seine Haltung eher lässig bis nachlässig. Es war wohl Rudolfs Anwesenheit, die ihn an das Vergängliche dieser Welt und an bessere Zeiten erinnerte.

Ich trank das Glas Wasser in einem Zug leer und bestellte ein neues. Der Wein hingegen senkte sich lange Zeit nur mäßig unter den Eichstrich.

Rudolf gab einen kurzen, biographischen Abriß der letzten Jahre. Der Bus war tatsächlich derselbe, nur die alte Zulassungsnummer hatte man ihm nicht wiedergeben wollen.

»Heute habe ich den Bus zum ersten Mal weiter bewegt als von der Werkstatt zu mir. Okay, er ist technisch nicht mehr ganz auf der Höhe. Er stand die ganze Zeit in der Garage meines Vaters. Als er starb, hatte ich, ehrlich gesagt, die Kiste schon ganz vergessen. Mein Freund Rudolf, weißt du, der *Max* ...«

Er zeigte mit dem Finger auf mich und lächelte.

»Du kennst ihn ja, er fragte vor Monaten am Telefon in einer nostalgischen Anwendung nach unserem *Gefßlerhut*. Da überkam es mich, und da habe ich den alten Gaul wieder aus dem warmen Stall geholt. Vielleicht kommen damit ja auch die Erfolge bei den Frauen zurück.«

Er lachte und trank einen Schluck.

»Rudolf zu Ehren habe ich ja eben auch die ostpreußische Nationalhymne gesungen, wie er *sein* Lied immer nannte, und mich sogar in diesem unnachahmlichen Dialekt versucht. Gnade uns Gott, wenn er das hätte anhören müssen!«

Wieder traf mich sein freundliches Lachen, das mir früher schon an ihm gefallen hatte.

»Weißt du, ich hatte diese Sturm-und-Drang-Jahre schon ganz vergessen, aber jetzt drängt alles wieder an die Oberfläche. Merkwürdig, nicht?«

»Ja«, sagte ich.

»Wahrscheinlich hat mein Job als Psychologe und Verhaltenstherapeut mich auch alles verdrängen lassen, weißt du? Ich habe diesen Job gehaßt! Das trifft nicht auf die Arbeit im Bodelschwingh-Zentrum zu, weißt du? In diesen drei Jahren konnte ich frei atmen. Aber die Zeit davor, und zum Teil auch danach, drückte mich wie ein Korsett zusammen. Geldsorgen, keine berufliche Perspektive, das war ganz schön nervig. Erst durch einen kompromißlosen Schnitt konnte ich mich nach vielen Jahren befreien. Weißt du, das, was du von mir kennst, ist das strahlende Blau. Die schweren Wetter mit Hagel, Sturm und Blitz, die später auf mich niederprasselten, die hast du nicht bekommen. Aber: vorbei! Heute strahlt dieses Blau heller denn je!«

Er sah an mir vorbei in den Hof, als suche er dort die Vergangenheit.

Er hob das Glas und sah mich fragend an.

»Was ist los? Schmeckt der Wein nicht? Oder stößt du mit mir nicht mehr an?«

»Doch, doch, natürlich!« stammelte ich und stieß viel zu heftig mit ihm an.

Ich nahm einen langen und tiefen Schluck, um Zeit zu gewinnen. Das war gar nicht *Max* alias Rudolf, der da vor mir saß. Das war Moritz!

Wie konnte ich die Gesichter verwechseln und mich beim Gesang von seinen trefflichen Stimmenimitator-Künsten täuschen lassen! Natürlich: Moritz! Moritz kam aus einem Dorf im Hochwald, in der Nähe von Idar-Oberstein, und der rote Bus gehörte natürlich ihm und nicht Max. Ich hatte ihn ja oft genug auf dem Marktplatz in Meisenheim stehen sehen. Das Gedächtnis bewahrt, aber wandelt auch und konfiguriert neu. Nach Belieben. Wer aber erteilt den Auftrag dazu?

Zwei Gäste im Lokal. Einer davon ich selbst. Und der Hof leer! Wann hatte es das in früheren Jahren schon mal gegeben?

Vor mir saß ein Mann, dem einst die Frauen in Scharen nachgelaufen waren und den ich ohne Neidgefühle bewundert hatte. Jetzt stand sein legendenumwobener Bus, der früher an einem Tag wie heute die Mädchen wie ein Magnet in das Lokal gezogen hätte, abgehalftert im Hof. War das etwa eine Erklärung für die Irritation meines Gedächtnisses?

Moritz hatte sich auch nach nunmehr zwanzig Jahren wenig verändert. Er hatte offenbar kein Gramm zugenommen. Das Gesicht wies einige Furchen mehr als früher auf, die Züge waren reifer geworden, sein Bart war durchgraut und wirkte kräftiger als sein modisch kurzgeschnittenes Haar, das seinem schmalen asketischen Gesicht trotz einiger lichter Stellen einen markanten Zug verlieh. Sein Auftreten war distanziert freundlich und souverän, was die dezente, topmodische Kleidung noch unterstrich.

Moritz schien meine Gedanken lesen zu können.

»Ja, Wolfgang, das Leben schreibt die wunderlichsten Geschichten und führt auf undurchschaubare Weise Regie. Selbst Gedächtnislücken werden zu Bestandteilen einer genialen Dramaturgie. Davon bleiben auch Psychologen nicht verschont, selbst in jungen Jahren nicht.

Wie oft hat uns das Gedächtnis einen Streich gespielt bei unseren gemeinsamen Auftritten, und wie haben uns diese gerissenen Filme erheitert, wenn wir nach durchzechter Nacht beim Frühstück in unserem Bus saßen! Rudolf schlug es glatt auf den Magen, wenn ich ihm seine Untaten auftischte, die er sich im Suff auf irgendeinem Weinfest wieder geleistet hatte. Umgekehrt ließ er mich natürlich auch wie einen berauschten Indianer in der Sonne tanzen.

Ich kann die Bilder abrufen, als hätte das Leben die Szenen eben erst gedreht.

Wir waren damals Mitte dreißig und standen voll im Saft ...«

Ich war plötzlich hellwach. Die verlorengegangene Vorfreude stellte sich unvermittelt wieder ein, der Wein gewann an Geschmack, das leere Lokal wurde plötzlich zum Andachtsraum, die Dunkelheit zum mystischen Vorhang. Ich wußte: Das wird ein langer Abend!

Schon brachte der Wirt auf Moritz' Geheiß eine Flasche statt eines Glases von dem Roten, und ich fragte mich, wie wir wohl nach Hause kommen würden.

»Wo waren wir stehengeblieben?« fragte Moritz, besann sich und setzte exakt an dem Punkt an, wo er aufgehört und die Bestellung aufgegeben hatte und sich des Wirtes profaner Dämmerzustand abrupt in die Beflis-senheit eines erfahrenen Meßdieners verwandelt hatte. Schnell standen die Flasche, neue Gläser sowie zwei Trester auf dem Tisch.

»Wohl bekomm's und recht zum Segen, meine Herrn!«

Ich dachte an meine Heimfahrt, hob leise flehend das Schnapsglas und ließ den Inhalt, auf himmlischen Beistand hoffend, willenlos die Kehle hinunterfließen.

Im Internat

U nser erster gemeinsamer Trip an den weinumrankten Teil der Nahe mit seinen vielen Festen und hübschen Mädchen ging nach Odernheim. Doch zuvor will ich dir noch erzählen, woher Rudolf und ich uns kennen, vor allem, wie lange schon. Und dann ... Ja dann verrät ich dir, wo er jetzt steckt! Aber vorher nehmen wir noch einen tiefen Zug, wie unter Klosterbrüdern üblich, und dann geht' s los. Prost! Ex und Hopp!«

Kaum hatten wir unsere Gläser geleert, füllte er sie wieder, als müßte er auch sein Glas der Erinnerung füllen, um fortfahren zu können.

»Du wirst es nicht glauben, aber Rudolf und ich kennen uns schon über vierzig Jahre. Damals, Ende der fünfziger Jahre, kamen wir als junge Hüpfer in ein Internat, um das Abitur zu machen. Dieses Internat liegt in Rheinhessen, in Alzey, und es existiert heute noch. Ich weiß allerdings nicht, ob es die Schulform, das Aufbaugymnasium, überhaupt noch gibt, jedenfalls konnte man nach acht Jahren Volksschule in frühestens sechs Jahren sein reguläres Abitur machen. Aber das schafften nur die wenigsten. Die meisten von uns drehten eine Ehrenrunde oder verließen vorher die Schule. Es war doch ein ziemlich gewaltiger Stoff, der da, jedenfalls in kürzerer Zeit als auf dem normalen Gymnasium, bewältigt werden mußte. Latein war übrigens Pflichtfach bis zum Abitur.

Einige Wochen vor der Aufnahme in die Schule erfolgte eine schriftliche und mündliche Prüfung. Man wollte damals tatsächlich nur die Besten haben. Diese Prüfung erstreckte sich inklusive Anreise über vier Tage und erzwang einen Aufenthalt im Internat. Für viele der blutjungen Kandidaten war dies die erste große Bewährungsprobe in ihrem Leben.

Für Rudolf und mich stellte es jedoch keine hohe Hürde dar. Wir klebten nicht am Elternhaus, und das Ganze war für uns ein willkommenes Abenteuer. Ich hatte Rudolf im Zug schon kennengelernt. Während der Prüfung saß ich direkt neben ihm. Außerdem schliefen wir im gleichen Saal. Ich kann mich noch erinnern: Es standen genau zwölf Betten drin.

Prüfungsangst kannten wir nicht. Ohne viel Aufhebens bestanden wir die schriftliche Prüfung und wurden von der mündlichen befreit. Dies beschwor heftigen Neid der Konkurrenten herauf. Noch am Abend zuvor hatten sie Rudolf zum *Schönheitskönig* und *Blender* degradiert. Doch das juckte uns nicht. Wir nahmen jeden Angriff gelassen hin, fuhren gemeinsam mit der Bahn nach Idar-Oberstein zurück und sahen uns nach den Osterferien und dem Abschluß der achten Volksschulklasse in Alzey wieder.